



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend



Der Verfasser des Buches „Rembrandt als Erzieher“ hat unserm Volk eine herrliche Zukunft verkündet. Eine neue „Kulturepoche.“ so meint er, stehe uns Deutschen bevor; das Zeitalter der Wissenschaft habe sich überlebt, das der Kunst sei angebrochen. Man hat dieser Behauptung vielfach die Beobachtung entgegengesetzt, daß die Zeit, in der wir leben, bisher recht wenig Keime der künstlerischen Begabung unsers Volks zu gesunden und lebenskräftigen Trieben entwickelt habe. Man hat sogar gezweifelt, ob eine Zeit der Kunstblüte für uns Deutsche überhaupt wünschenswert sei. Tritt doch die höchste Blüte der Kunst, wie Konrad Lange in seinem Buche: Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend (Darmstadt, Arnold Bergstraeßer, 1893) mit Recht bemerkt, gewöhnlich erst dann ein, wenn ein Volk schon den Höhepunkt seiner Tüchtigkeit im öffentlichen und im häuslichen Leben überschritten hat. Die Deutschen sind vor Jahrhunderten lange Zeit der Hammer Europas gewesen, sie sind dann zum Ambos geworden, auf dem die Nachbarn ihre Kraft unheilvoll erprobt haben, jetzt sind wir wieder der Hammer gewesen, der kräftig genug geschlagen hat, sollte wirklich die Zeit schon wieder nahe sein, wo wir unsre kriegerische Überlegenheit vergessen und uns den Werken des Friedens zuwenden dürften, und sollte es dann gerade die bildende Kunst sein, in der wir das höchste zu leisten berufen wären?

Konrad Lange bejaht diese Fragen. Nach seiner Ansicht kann die Spannung, die jetzt auf uns liegt, nicht mehr lange dauern. Wie man sich auch ihre Lösung denken möge, sie müsse endlich einmal gelöst werden, und dann beginne eine Zeit, wenn auch nicht des ewigen Friedens, so doch des vorwiegend friedlichen Wettkampfes der Völker, und dieser Wettkampf müsse uns Deutsche an der Spitze der europäischen Völker finden. Dem deutschen Volke sei schon mehrmals die Führung in Europa zugefallen. Es habe im sechzehnten Jahrhundert die Befreiung des religiösen Gewissens angebahnt, um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine führende Rolle in der Poesie gespielt, in der ersten Hälfte des neunzehnten eine großartige wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet, in den letztvergangenen Jahrzehnten seine militärische und politische Aufgabe gelöst (?). Die bildende Kunst aber sei bisher verhältnismäßig leer ausgegangen, und unser Vaterland stehe daher vor der Aufgabe, auch in den bildenden Künsten das führende Land von Europa zu werden. Das kommende Jahrhundert, darüber könne kein Zweifel sein, werde unsre künstlerischen Kräfte zur Entfaltung bringen.

Schon in diesen wenigen Sätzen liegt enthalten, was Lange selbst in der Einleitung hervorhebt: sein Buch ist eine Streitschrift. Es geht von der That-

sache aus, daß die große Masse unsers Volks den bildenden Künsten im besten Falle gleichgiltig und ohne Verständnis gegenübersteht. Was bisher gethan worden ist, das Verständnis für die Kunst zu fördern, ist fast ohne Wirkung geblieben. Die Unterstützung der Regierungen, das Aufstapeln von Bildern in unsern Gemäldesammlungen, die jährlichen Ausstellungen, die Bestrebungen der Kunstvereine, die wissenschaftliche Thätigkeit der Kunstgelehrten und der Eifer kunstfönniger Liebhaber haben zwar eine kleine Gemeinde begeistert und gefesselt, aber die Teilnahme, die das Volk der Kunst entgegenbringt, geht über eine gewisse Neugier und Schaulust nicht hinaus. Unser Volk ist ein kunstloses Volk. Aber wer trägt die Schuld an diesen Zuständen? Das Volk allein, wie Lange es darstellt? Freilich hat das Volk die Freude an der Kunst verloren, aber sind nicht auch die Künstler dem Volk entfremdet worden? Gehen wir jetzt über unsre Plätze, so gehört schon etwas Bildung und Gelehrsamkeit dazu, um die Fabelwesen und allegorischen Gestalten an unsern öffentlichen Denkmälern nur mit dem rechten Namen nennen zu können, und wenn man durch unsre Kunstsammlungen geht, so muß man es zu einem recht behaglichen Leben gebracht haben, wenn man sich an den Darstellungen des menschlichen Glends und der alltäglichen Gemeinheit erfreuen soll. Hippokentaurcn und unbekleidete Nymphen, das „Federvieh“ der Antike, Germanien und Bavarien und all die Tugenden und Wissenschaften mit Schriftrollen, Gesezestafeln, Hammer, Meißel und anderm Handwerkszeug sind Kaviar für das Volk, und wer mühselig und beladen ist, der will durch die Kunst nicht sein Glend verewigt sehen, sondern daraus emporgehoben werden. Wenn die Kunst unserm Volke fremd geworden ist, so liegt ein schwerer Teil der Schuld auf Seiten der Künstler. Sie sollten erst wirklich wieder für das Volk schaffen, nicht nur für die Reichen und Gebildeten, dann werden ihre Schöpfungen auch wieder die rechte Teilnahme wecken. Sieht man doch häufig genug in den Museen die Beschauer an den „virtuosesten“ und „mit stupender Technik“ geschaffnen Gemälden vorbeigehen und bei geringern Bildern stehen bleiben, weil sie der Gegenstand dort kalt läßt, hier dagegen fesselt. Dem gewöhnlichen Mann ist zu allen Zeiten die Darstellung, der Inhalt die Hauptsache gewesen, nicht die technische Vollendung eines Kunstwerks. Wo beides vereinigt ist, da wird unser Volk auch jetzt noch warm. Das Virtuositum unsrer Zeit mit seinen Schrullen und seinem Haschen nach Effekt vermag das Volk nicht zu erwärmen. Die Künstler selbst müssen das Volk zu sich heranziehen.

Diese Klagen sind alt und sind schon oft ausgesprochen worden und ebenso oft wirkungslos geblieben, sodaß man von der Künstlerschaft kaum noch erwarten darf, sie werde unser Volk emporheben. Auch Lange scheint daran zu verzweifeln. Er geht mit einer Verbeugung an unsern Künstlern vorbei und wendet sich mit seinen Vorschlägen an das Volk. Da wir ältern nun einmal ein recht unkünstlerisches Geschlecht geworden sind, sollen wir wenigstens unsrer Jugend eine mehr künstlerische Erziehung angedeihen lassen; wir müssen tüchtige, gebildete „Dilettanten“ haben: „der Dilettant bildet die Vermittlung zwischen dem Künstler und seinem Publikum,“ und da wir jetzt noch zu wenig gebildete Dilettanten haben, sollen wir sie durch eine bessere Erziehung schaffen. Hinter diesem Vorschlag steht wohl der Gedanke, wie ein Volk die Regierung habe, die es verdient, so habe es auch die Künstler, die es verdient. Lange wirft einen Seitenblick auf die Musik und ihren dilettantenhaften Betrieb: „Wir können uns nicht genug thun in der Verachtung dieser Klimperei und

Stümperei. Aber wir bedenken nicht, daß wir eben diesem dilettantischen Betriebe der Musik den Ruhm verdanken, auch in der wahren Musik das erste Volk der Welt zu sein. Oder glaubt man wirklich, die deutsche Musik hätte sich den Erdkreis erobert, wenn nicht das Schaffen unsrer großen Komponisten getragen würde von dem künstlerischen Verständnis unsrer einheimischen Dilettanten? Diese Beweisführung hinkt ein klein wenig, wie jeder Analogieschluß, und vor allem muß man Ursache und Wirkung auseinanderhalten. Weil die großen Meister der Musik das Volk mächtig gepackt haben, deshalb haben wir in der Musik einen gebildeten Dilettantenstand; die Dilettanten sind dem Meister gefolgt, wie die Maurer und Zimmerleute dem Bauherrn folgen. Sollen wir nun für die bildenden Künste die Handwerker rufen, ehe der Meister da ist? Es ist ein müßiger Streit um die künstlerische Begabung des deutschen Volks; gibt uns nur erst einmal einen Meister, der uns dazu zwingt, ihn zu verstehen und zu lieben, dem werden auch die Jünger folgen.

Aber sind wir denn überhaupt noch in stande, ein Kunstwerk recht zu würdigen? Wird nicht fast überall an unsrer Jugend von der Kinderstube an gesündigt, und läßt man nicht die jedem Kinde angeborne künstlerische Neigung oft geradezu verkümmern? In der klaren Darstellung der Mißstände, die unsrer Erziehung nach dieser Richtung hin anhaften, liegt ein großes Verdienst des Langischen Buchs. Lange unterscheidet „viererlei Stufen der künstlerischen Erziehung: Entwicklung der Anschauung, Kräftigung des Formen- (und damit zugleich des Farben-) Gedächtnisses, Ausbildung der ästhetischen Illusionsfähigkeit und Anleitung zur technischen Geschicklichkeit.“ Davon wird die vierte verhältnismäßig spät an das Kind herantreten, sie ist auch die einzige, die ihm wirklich angelehrt werden muß. Die drei andern Eigenschaften aber können kaum früh genug im Kinde gepflegt werden, denn sie sind ihm angeboren und kommen bereits mit den ersten Regungen des geistigen Lebens allmählich zur Entwicklung. Freilich darf man nicht so weit gehen, wie einst Herbart, der verlangte, man sollte dem Säugling in der Wiege der Reihe nach ein Ei, eine Orange, einen Blumenstrauß, eine Tasse, eine Kanne, Gläser, Dosen, Uhren, endlich eine Büste und eine ganze Statue zeigen, um seine Aufmerksamkeit auf die Form und seinen Sinn für das Schöne zu wecken; den Säugling in der Wiege soll man ruhig sich selbst seinem aufgehängten Ball und seiner Kinderklapper überlassen, und auch noch in den ersten Jahren kommt es viel weniger darauf an, jene drei Eigenschaften durch eine planmäßig fortschreitende Erziehung auszubilden, als vielmehr alles zu vermeiden, wodurch sie mißbildet werden und verkümmern könnten; es gilt weniger, das richtige zu bieten, als das falsche fernzuhalten. Die eigentliche Quelle der künstlerischen Empfänglichkeit und des Kunstgenußes, die Illusionsfähigkeit, die auf der Phantasie beruht, ist ja gerade im Kind am stärksten ausgebildet. Wenn sich ein Erwachsender durch die Zeichnung und die Farbenmischung eines Bildes in ein geschichtliches Ereignis oder in einen Vorgang des täglichen Lebens oder in eine Landschaft versetzen läßt, so wirkt seine Illusion bei weitem nicht so mächtig, wie bei einem Kinde, dem ein Stuhl den prächtigsten Wagen und eine Fußbank das schönste Pferd vorstellt. Im kindlichen Spiel findet die Phantasie ihren ersten Ausdruck. Sie ist in vielen Kindern so stark, daß sie eher gezügelt, als gefördert werden muß. Bei manchen Kindern bedarf es der Anleitung und Aufmunterung, aber die große Masse unsrer Kinder ist Gott Lob immer noch so geschaffen, daß es sich hauptsächlich darum handelt, ihnen

kein falsches und für sie schädliches Spielzeug aufzuzwingen. Auch in der Erziehung ist es thöricht, mit einem Fortissimo anzufangen, das für das Crescendo kaum noch etwas übrig läßt. Man gebe dem Kinde nicht zu viel, und besonders nicht zu viel auf einmal! Sonst erlahmt die Phantasie, die selbständige Geistesarbeit wird durch den Überfluß ertötet, und aus dem geweckten, in sich selbst zufriednen Jungen wird das altkluge, blasirte Bürschchen unsrer Tage.

Auch mit dem Bilderbuch ist an unsrer Jugend viel gesündigt worden, weil man auf die eigentümliche Entwicklung des Kindes nicht genügend Rücksicht genommen hat. Es ist erstaunlich, mit welcher Schärfe die meisten Kinder schon im zweiten Jahre das charakteristische an einem Gegenstand erfassen und in jedem Bilde wiedererkennen, während der Farbensinn erst im vierten Jahre erwacht, und das Gefühl für die räumliche Entfernung gewöhnlich noch später. Diesen Thatsachen müssen sich die Bilderbücher fügen. Für die ersten Lebensjahre sind bunte Bilderbücher nicht nötig, aber für die Zeit vom dritten Jahre ab müssen sie unbedingt gefordert werden, denn ein Sinn, der erst so spät erwacht, muß genährt werden. Die Bilder müssen ferner einfach und für das kindliche Verständnis berechnet sein. Da das Kind in den ersten Jahren thatsächlich alle Gegenstände der Natur flächenhaft sieht und für die Perspektive gar keine Empfindung hat, müssen starke Verkürzungen der Figuren ebenso vermieden werden, wie sorgfältige Abstufung des Mittel- und Hintergrundes. Das Bild soll völlig flächenhaft gehalten sein, sonst verwirrt es das Kind. Ein hübsches Beispiel hierfür erzählt Lange von seinem eignen Vuben. Im Struwelpeter nennt der Kleine die Mappe des Hansguckindlufst stets richtig die Mappe; auf dem Bilde dagegen, wo diese Mappe in einiger Entfernung im Wasser davonschwimmt, nennt er sie immer nur Mäppchen; er glaubt es einfach nicht, daß das Mäppchen eine Mappe sein soll. Dem kindlichen Verständnis erscheint ein perspektivisch gezeichnetes Haus schief, ein stark verkürzter Arm verkrüppelt, ein Baum in der Entfernung als Bäumchen. In dieser Anschauung stehen unsre Kinder ganz und gar noch auf dem Standpunkt der alten ägyptischen und assyrischen Künstler. Irrtümlich ist endlich die Ansicht, daß die Bilderbücher „schön“ sein müßten. Das Kind hat für das Schöne in der Kunst ein sehr geringes Verständnis, um so schärfer fühlt und versteht es das charakteristische, deshalb ist ein wenig Karrikatur besser, als zu viel Idealismus, am besten wird stets eine richtige Mischung von beiden sein. Deshalb ist es auch ein Fehler, wenn Bilderbücher die Gegenstände in langen Reihen zusammenhangslos aufmarschieren lassen. Sieht man denn jemals im Leben einen einzelnen Gegenstand, sieht man nicht stets ein wirkliches Bild vor sich?

Durchschnittlich im vierten Lebensjahre erwacht im Kinde der Trieb, mit eigener Hand die Gegenstände seiner Umgebung nachzubilden. Eifrig wühlt der Kleine im Sande, und seine Phantasie erblickt in den winzigen Hügeln und Gruben und Scherbenabdrücken die schönsten Schlösser, stolze Brückenbauten und köstlichen Kuchen. Der Baukasten muß seine Klötzchen hergeben, durch das Legen von Stäbchen, Fädchen und bunten Plättchen werden farbige Muster und einfach stilisirte Nachbildungen natürlicher Gegenstände hergestellt, und frühzeitig hascht die kleine Hand nach dem Bleistift. Diese Spiele, in denen die Phantasie des Kindes selbstthätig ist, sollen der Beschäftigung mit fertig gekauftem Spielzeug das Gegengewicht halten. Auch hier muß das Zuviel vermieden werden. Ein einfacher Baukasten ist wertvoller, als einer mit allerlei Säulen, Bogen und Giebeln. Das Spiel soll ferner ein Spiel bleiben. Für

die Erkenntnis der Fröbelschen „Erkenntnisformen“ und die Auffassung der Fröbelschen „Schönheitsformen“ ist ein Kind im Alter von drei bis zu sechs Jahren nicht geschaffen, es ist auch noch nicht reif genug für einen Zeichenunterricht, mag dieser nun auf dem Zeichnen aus freier Hand oder auf dem Fröbelschen „Netzzeichnen“ beruhen. Vor dem Eintritt in die Schule darf das Spiel dem Kinde nicht beeinträchtigt werden. Das trockne Lernen und das Drillen des Geistes beginnen in der Schule früh genug.

Ist das Kind im Vaterhause durch die verständige Erziehung der Eltern vor einer Mißbildung und Verkümmern seiner Phantasie und Geistesfrische bewahrt worden, so liegt in der Schule eine zweite Klippe, an der seine künstlerischen Anlagen und Neigungen unterzugehen drohen, und zwar in dem Zeichenunterricht, wie er jetzt auf den meisten höhern Schulen getrieben wird. Das Urteil, das Lange hierüber fällt, ist sehr hart, aber es ist berechtigt, denn wenn auch an manchen Schulen, besonders in Baden und Hessen, bessere Zustände herrschen, an vielen, sehr vielen Gymnasien wird in der That der Zeichenunterricht immer noch so erteilt, daß die Mehrzahl der Schüler zu Ostern froh ist, wenn das „obligatorische“ Fach zum „fakultativen“ wird. Da der Trieb zum Zeichnen und die Lust am Zeichnen bei den meisten Kindern sehr stark ausgebildet sind, kann nur der Zeichenunterricht schuld daran sein, wenn sich die Neigung in Widerwillen verkehrt. Früher kam man dem Verlangen des Schülers vielleicht zu weit entgegen. Man begann den Unterricht mit geraden, senkrechten und wagerechten Strichen, dann folgten Bogen- und Kreislinien, und möglichst bald nahm man ein „Bildchen“ vor. Die Vorlagen dazu wurden an die Schüler verteilt. „Wer gern Landschaften zeichnete, bekam Landschaftsvorlagen, wer an Köpfen eine größere Freude hatte, dem wurden Zeichnungen nach Köpfen gegeben. Von einem strengen systematischen Lehrgang war nicht die Rede, Projektion, darstellende Geometrie, Perspektive, Schattenlehre waren unbekannte Dinge. Man begnügte sich mit dem sorgfältigen Nachstricheln dessen, was auf der Vorlage vorgestrichelt war, bediente sich dabei zum Abmessen der Linien des Zirkels, des Papierstreifens u. s. w., legte auf glatte und hübsche Ausführung den Hauptwert.“ Hier und da griff wohl auch die geschulte Hand des Lehrers hilfreich ein, damit die Eltern zu Weihnachten oder zum Geburtstage an den hübschen Bildern ihre Freude haben konnten. Das machte den Knaben Vergnügen; wenn auch nicht allzu viel dabei gelernt wurde, verdorben wurde wenigstens auch nicht zu viel. Aber wie ist es jetzt? Hatte man früher im Zeichenunterricht die künstlerische Richtung einseitig bevorzugt, so hat man jetzt das Zeichnen von der Kunst überhaupt abgelöst und an die Stelle der Kunst die Wissenschaft gesetzt. „Der Grund für den Verfall des Zeichenunterrichts auf dem Gymnasium und den Mädchenschulen liegt in dem gewaltsamen Zurückdrängen alles Künstlerischen, in der übertriebenen Betonung des Mathematischen, wie es die neue Methode fordert. Was diese neuen Methodiker Zeichenunterricht nennen, hat mit der Kunst nichts zu thun. Es ist Wissenschaft, wenn man will, mathematische Wissenschaft oder Wissenschaft der Anschauung. Es ist eine angewandte Geometrie, die sich von der wirklichen Geometrie nur dadurch unterscheidet, daß die Linien der Figuren statt mit dem Lineal vielmehr aus freier Hand gezogen werden, und daß die eigentlichen Beweise dabei wegfallen.“ Die Folge davon ist, daß der Zeichenunterricht den Kindern nicht mehr eine Freude, sondern eine Plage ist. Sie quälen sich ein paar Jahre durch den Unterricht hindurch, um

ihn dann ganz fallen zu lassen. Sie verlassen das Gymnasium, ohne eine lebendige Anschauung der Natur, ohne ein Verständnis für die Kunst erworben zu haben.

Die Vorschläge, mit denen Lange den Mißständen im Zeichenunterricht abhelfen möchte, scheiden sich in drei große Gruppen. Sie betreffen die Lehrzeit, den Lehrgang und den Lehrstand. Lange verlangt obligatorischen Zeichenunterricht für alle Klassen des Gymnasiums, von der Sexta bis zur Prima, wöchentlich womöglich zweimal zu anderthalb Stunden, mindestens aber zweimal je eine Stunde. Er begründet seine Forderung mit dem Hinweis darauf, daß das Gymnasium bereits die Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften aufgenommen habe; es werde auch noch den Fächern der Kunst seine Thore öffnen müssen. Mit dem Turnunterricht sei bereits der Anfang gemacht worden, der Zeichenunterricht müsse nachfolgen. Eine Überbürdung sei daraus am allerwenigsten zu befürchten. Wie das Turnen, werde auch das Zeichnen, wenn es richtig betrieben werde, gegen die rein wissenschaftlichen Fächer ein Gegengewicht sein und zur Ausgleichung des jetzt noch einseitig angespannten Schülers beitragen. Der Unterricht in den Sprachen und in den Naturwissenschaften bilde Hirn und Herz, das Turnen den Körper, das Zeichnen soll einen Sinn ausbilden, der auf dem Gymnasium bisher zu wenig berücksichtigt worden ist: die Fähigkeit der Beobachtung, des richtigen Sehens und Auffassens der natürlichen Formen. Wie oft ist schon davon gesprochen worden, daß das Gymnasium seine Schüler in den Geist des klassischen Altertums einführen soll! Wie will es aber seine Aufgabe lösen, wenn es eine der wichtigsten Äußerungen des antiken Geistes, den Kunstsin, im Knaben verkümmern und verkrüppeln läßt? Einen Unterricht in der Kunstgeschichte verwirft Lange. Nur beiläufig, im Anschluß an die praktische Kunstzerziehung, d. h. an den Zeichenunterricht, soll der Schüler mit den wichtigsten Kunstformen und den bedeutendsten Meistern der Vergangenheit bekannt gemacht werden: „Kunst lernt man nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen, nicht durch Lesen und Hören, sondern durch Sehen und Schaffen.“

An dem Zeichenunterricht, wie er jetzt geübt wird, tadelt Lange besonders, daß man über die geometrischen Figuren eigentlich nie hinauskomme, während man diese doch schon auf der untersten Stufe nicht um ihrer selbst willen, sondern lediglich als Grundformen natürlicher Gegenstände darstellen lassen sollte. Der Kreis als Kreis ist dem Kinde völlig gleichgiltig, ebenso das Dreieck und das Rechteck, aber in den Umrissen eines Buches oder einer Schiefertafel, eines Zeltes, eines Daches oder eines Trichters, eines Keifens oder eines Tellers sind Rechteck, Dreieck und Kreis der kindlichen Anschauung und Vorstellungsweise vertraut und angemessen. Nachdem einige Stunden lang krumme Linien und schiefe, senkrechte und wagerechte Striche geübt worden sind, sollte man sofort mit der Darstellung solcher schematischen Lebensformen beginnen. Während der drei ersten, vor der Aufnahme ins Gymnasium liegenden Schuljahre hat dieser Lehrstoff den eigentlichen Kern des ganzen Unterrichts zu bilden, indem man von den einfachsten Formen zu zusammengesetzten und schwierigeren fortschreitet. Das Kind soll gleichsam spielend erfahren, daß Zeichnen die Kunst ist, Gegenstände der Natur auf der Fläche darzustellen. Von der Sexta an, in die der Knabe mit dem zehnten oder elften Jahre eintritt, soll die Flächenzeichnung dem Körperzeichnen weichen, und auch hier sollen die Lebensformen den Anfang bilden. Nicht an dem Drahtmodell des Würfels, sondern an dem Modell eines Hauses soll der Knabe die Erschei-

nungen der perspektivischen Verschiebung und Verkürzung zuerst beobachten. Das Modellzeichnen soll der Unterrichtsstoff für die Sexta, Quinta und Quarta sein, außerdem soll der Farbensinn durch das Ausmalen von Flächenornamenten gepflegt werden. In der Untertertia soll dann der Schüler die Umrißzeichnungen schattiren lernen, wobei aber die Schattenlehre nicht bis zu einer wissenschaftlichen Schattenkonstruktion vorgehen soll, und in Obertertia und Untersekunda soll das Zeichnen nach dem plastischen Ornament den Lehrgang der untern Stufe abschließen. Der Lehrgang der drei obern Klassen soll die ästhetische Bildung des Schülers vollenden. Ist vorher die Perspektive und die Schattenlehre mehr in gefühlsmäßiger Weise betrieben worden, so darf und muß jetzt die wissenschaftliche Konstruktion geübt werden; kunstgeschichtliche Belehrungen müssen sich von Zeit zu Zeit an das Architekturzeichnen anschließen, und das Zeichnen nach dem plastischen Ornament findet in dem Zeichnen nach dem Gipsabguß seine Fortsetzung. Das Zeichnen nach ausgestopften Tieren oder Tiermodellen kann erlaubt werden; nach der Natur selbst zu skizziren, ist im Klassenunterricht nicht möglich, es kann aber durch das Nachzeichnen von Naturstudien — Baumschlag, Gras, Felsen, Wasser, Wolken — vorbereitet werden.

Lange betont selbst, daß an seinen Vorschlägen manches nicht neu sei. Eigentümlich ist ihm aber der Lehrgang, der den Schüler, besonders auf den untern Stufen, unablässig auf die Natur hinweist und planmäßig vom leichtern zum schwerern, vom Spiel zur Wissenschaft fortschreitet. Der Schüler soll zunächst die natürlichen Formen richtig sehen und empfinden, und der Unterricht soll nie vergessen, daß Zeichnen kein Wissen, sondern eine Kunst ist. Dies ist der Grund, auf dem Lange seinen Lehrplan aufgebaut hat. Ein solcher Unterricht muß allerdings in andre Hände gelegt werden, als die, die ihn jetzt erteilen. Wenn das Zeichnen den übrigen Fächern des Unterrichts gleichgestellt werden und die künstlerische Empfänglichkeit des Knaben wirklich bilden soll, dann müssen auch die Zeichenlehrer ihren Amtsgenossen in der Bildung, im Ansehen und im Gehalt gleichstehen, sie dürfen nicht mehr Lehrer zweiten Ranges sein. Die seminaristisch gebildeten Zeichenlehrer, die jetzt an den meisten Schulen wirken, müssen dann allmählich durch Männer ersetzt werden, die selbst eine humanistische und eine wirklich künstlerische Erziehung genossen haben.

Der kunstgeschichtliche Unterricht, vor dessen Aufnahme in die Schule Lange warnt, soll erst auf der Universität an den Studenten herantreten. Von den einundzwanzig deutschen Universitäten haben jetzt fünf (Berlin, Bonn, Leipzig, Münster und Straßburg) Ordinariate für Kunstgeschichte, eine (Freiburg i. B.) hat wenigstens in der theologischen Fakultät einen Kunsthistoriker unter den ordentlichen Professoren, an fünf Universitäten (in Breslau, Göttingen, Heidelberg, Königsberg, wo Konrad Lange lehrt, und München) wirken Extraordinarien, an den übrigen zehn dagegen ist die Kunstgeschichte gar nicht vertreten. Also an der Hälfte der deutschen Universitäten ist es dem Studenten einfach unmöglich, selbst wenn er den Trieb dazu in sich fühlte, sich eine Kenntnis der Kunstentwicklung zu verschaffen. Der Selbstunterricht kann aber in der Kunstgeschichte die Vorlesung nie ersetzen, denn die Kunstgeschichte verlangt von allen Dingen Anschauung, und die muß durch eine reiche Sammlung von Abbildungen und Photographien geweckt werden. Und wie steht es dort, wo wirklich über Kunstgeschichte vorgetragen wird? Die Zahl der Zuhörer ist gering, ja was noch schlimmer ist, sie nimmt eher ab als zu. Mehrere

Umstände haben dabei zusammengewirkt: die Vernachlässigung des Zeichenunterrichts auf der Schule, das Banausentum, das immer seltner über das Brotstudium hinausblickt, und die erhöhten Forderungen des Examens, aber einen Teil der Schuld tragen nach Langes Ansicht die Universitätsprofessoren selbst. Der kunstgeschichtliche Unterricht an den Universitäten ist zu gelehrt geworden und hat sich zu weit in Spezialitäten verloren. Nur an den größten Universitäten, wo, wie in Berlin oder München, neben einem reichen kunsthistorischen Apparat große Museen zur Verfügung stehen, können die Vertreter der Kunstwissenschaft die Aufgabe haben, Spezialisten heranzuziehen; an kleineren Universitäten sollen sie nicht Kunstgelehrte, sondern Kunstfreunde bilden. Männer, die später als Lehrer, Juristen, Ärzte oder Pfarrer dazu berufen sind, das Volk zu erziehen und zu leiten, und die auf der Universität ihren Blick auch der künstlerischen Vergangenheit unsers Volks öffnen wollen, brauchen zunächst keine Spezialvorträge über einzelne Abschnitte der Kunstgeschichte oder gar über einzelne Meister, sondern große, zusammenhängende Vorlesungen, die ihnen anstatt der Bruchstücke der Kunstgeschichte vielmehr die ganze Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken vor Augen stellen.

So führt Langes Buch von den ersten Kinderjahren bis zur Studentenzeit. Es bietet viel treffliches und anregendes und ist fesselnd, lebhaft und eindringlich geschrieben. Manches darin wird freilich auf Widerspruch stoßen. Lange urteilt zuweilen rasch und einseitig. Seine Stellung gegenüber den Vorschlägen, die Kunstgeschichte in die Gymnasien einzuführen, ist nicht ganz klar; erst wird es abgelehnt, fast mit spöttischen Worten, und schließlich doch in gewissen Grenzen zugelassen. Viel mehr haben aber feurige Anhänger dieser Vorschläge gar nicht verlangt. Auch sie wollen dem Schüler keine „zusammenhängenden Kurse der Kunstgeschichte“ und keine „kunstgeschichtlichen Vorträge“ halten, sie sind aber der Ansicht, daß man die schönste Offenbarung des griechischen Geistes, die griechische Kunst, dem Schüler nicht völlig fremd lassen dürfe, und sie wissen, daß man in der Schule selbst mit recht beschränkten Anschauungsmitteln gutes schaffen kann. Lange hätte hierüber vielleicht anders geurteilt, wenn er selbst einmal als Lehrer in der Klasse gestanden hätte. Die Schule kann nicht dieselben Ansprüche machen wie die Universität, sie hat auch andre Ziele. Deshalb wird sie wahrscheinlich auch nie Lessings Laokoon preisgeben, wie es Lange wünscht, mag sich unsre Zeit noch so weit von Lessings Anschauungen entfernen. Bedenklich ist der Grundsatz, den Lange eigentlich schon für die Schule und noch nachdrücklicher für die Universität ausspricht: „Der Lebende hat Recht!“ Das Gymnasium wird diesen Grundsatz nie annehmen, denn was der Kunst Recht ist, wäre der Litteratur billig, und da könnte die Schule nur gleich den ganzen klassischen Kram hinausfegen und anstatt Sophokles lieber Gerhard Hauptmann, anstatt Horaz lieber Arno Holz lesen! Die Erwartung einer herannahenden Kunstblüte Deutschlands wird ebenfalls nicht überall gleich zuversichtlich sein. Mancher sieht ganz andre, wichtigere und dringendere Aufgaben, die unser Volk lösen muß, wenn es nicht von den drohenden Stürmen so geschüttelt werden soll, daß dabei die zarten Knospen der Kunst wohl gar abfallen. Doch man mag über die Nähe oder Ferne des Ziels, dem Lange mit seinen Vorschlägen zustrebt, denken, wie man will, jedenfalls enthalten diese Vorschläge so viel gutes, daß bei den meisten Lesern der Widerspruch gegen einzelnes gern vor dem Beifall verstummen wird.